

# UMSCHAU

## „Ansichten eines Clowns“

Als Sprecher der im Krieg mißbrauchten, in der Nachkriegszeit enttäuschten, in den Jahren des Wohlstands bitter gebliebenen Generation hat sich der Schriftsteller Heinrich Böll einen Namen gemacht. Betroffen vom Geschehenen und Geschehenden, schrieb er von Anfang an engagiert. Er hält seinen Lesern den Spiegel vors Gesicht: erkennt eure Welt; erkennt euer Menschsein: unsere Welt, unser aller Menschsein. Durch Enthüllung des Scheins will er den Unwert entlarven, durch Provokation beunruhigen. In seinem Roman „Billard um Halbzehn“ (Köln, 1959) kennzeichnete er die Fronten durch das Malzeichen des „Büffels“ auf der einen, das Sakrament des „Lammes“ auf der anderen Seite. Ein im Kern christlicher, sogar apokalyptischer Gegensatz. Auch seinen neuesten Roman, „Ansichten eines Clowns“<sup>1</sup>, stellt Böll unter ein Bibelwort. „Die werden es sehen, denen von Ihm noch nichts verkündet ward, und die verstehen, die noch nichts vernommen haben“, heißt der Vorspruch. Er ist dem 15. Kapitel des Römerbriefes entnommen (Vers 21). Paulus schreibt, er wolle die Botschaft des Heils den Heiden verkünden, die von Ihm, nämlich Christus, noch nichts gehört haben. Diese Trostverheißung steht bereits beim Propheten Isaias geschrieben (Is. 52, 15), und zwar unmittelbar vor der Prophetie vom stellvertretend leidenden Gottesknecht, der, aus der Gemeinschaft achtbarer Menschen ausgestoßen, die Welt heilen wird. Böll bezieht also seinen Roman, vorab dessen zentrale Figur, den Clown Hans Schnier, auf das christliche Heil.

An einem Märzabend in der Karnevalzeit erzählt der siebenundzwanzigjährige Hans Schnier sein Leben, berichtet über das, was aus seinem

Leben geworden ist, gibt seine „Ansichten“ über jene, die sein Leben bedingten und bedingen. Die Erzählzeit beträgt drei bis vier Stunden. Sie beginnt mit der Ankunft, Rückkunft des „Helden“ am Bonner Bahnhof, „als es schon dunkel war“ (11) und endet mit dem Weg zum gleichen Bahnhof, „es war noch nicht halb zehn“ (301). Die erzählte Zeit reicht von der unmittelbaren Gegenwart über die fünf Jahre seines Clowndaseins und Zusammenlebens mit Marie zurück in die Schulzeit, Kriegszeit, Kindheit. Hans Schnier ist 1934 in Bonn geboren (bei Kriegsende „noch keine elf“, 33). Er ist das zweite Kind eines protestantischen Braunkohlenmillionärs, wurde nach 1945 in einem katholischen Internat untergebracht, schied mit einundzwanzig in der Untersekunda aus der Schule aus. Dabei hielt er seine eigene Abschiedsrede „über die irrige Annahme, daß das Abitur ein Bestandteil der ewigen Seligkeit sei“ (50). Die Mutter war empört, fürchtete für ihr soziales Prestige, „war einfach gemein“ (50). Mehr Verständnis zeigt der großindustrielle Vater. Als Sohn Hans bekennt, er wolle „Clown“ werden, will er ihm mit dem Besuch einer Schauspielschule einen achtbaren Bildungsweg öffnen. Aber der Sohn steht bereits jenseits bürgerlicher Vorstellungen. „Schulen nützen mir nichts“, bekennt er. Auf des Vaters Frage, was er sich denn vorstelle, antwortet er „nichts, nichts“ (50). Er weiß es tatsächlich nicht, muß seinen Weg erst suchen, das Leben in eigener Verantwortung versuchen. Das tatsächlich Nichtige zweier Pseudokünstler, die von seiner dumm-ehrgeizigen Mutter umsorgt und umschwärmt werden, erkennt und verwirft er (51). Er denkt nicht dieses gemeine „Nichts“, sondern das Nichts, das sich absetzen muß von unwahren Vorstellungen und lügnerischen Maßstäben, um seiner Freiheit und seines Menschseins innezuwerden. Der gewaltsame Abschied vom Elternhaus ist Protest: gegen den kapitalmächtigen Vater, der sich um seine Familie nicht kümmert, an Aufsichtsratsitzungen teilnimmt, Mitglied der Bonner CDU ist, für sein Privatleben sich mit einer Freundin entschädigt. Mehr noch Protest gegen die herzlose, heuchlerische, snobistische Mutter. Sie hat im Februar 1945 ihre 16jährige Tochter

<sup>1</sup> Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1963. 303 S. DM 16,80.



Henriette dem Moloch der Heimatflak vermachte. Doch sie ist „seit Jahren Präsidentin des Zentralkomitees der Gesellschaften zur Versöhnung rassistischer Gegensätze; sie fährt zum Anne-Frank-Haus, gelegentlich sogar nach Amerika und hält vor amerikanischen Frauenklubs Reden über die Reue der deutschen Jugend, immer noch mit ihrer sanften, harmlosen Stimme, mit der sie Henriette wahrscheinlich zum Abschied gesagt: „Machs gut, Kind!“ (37). Diese herzlos harmvolle Mutter ist für Hans Schnier „eigentlich tot“ (36).

Aber nicht nur das arrivierte und egoistische Elternhaus hat ihn zutiefst verletzt, sondern auch die Gesellschaft. Sie verstörte ihn als Kind durch den mörderischen Krieg. Nachts hörte er die marschierenden Füße der Kriegsgefangenen und der Soldaten (29). Durchs offene Fenster des Klassenzimmers schneiden zwischen den Alarmen „Gewehrschüsse“. Der Lehrer erklärt den Kindern, daß wieder ein „Deserteur“ erschossen wird, der sich weigert „unsere heilige deutsche Erde . . . zu verteidigen“ (29). Als sich seine Kindheit der Werwölfenzählung eines älteren Hitlerjungen widersetzt, wird er als „schmutziger Defätist“ im Schießstandschuppen eingesperrt. Lehrer Brühl bedachte ihn beim Verhör: „Mit Stumpf und Stiel ausrotten, ausrotten mit Stumpf und Stiel“ (32). Wenig später mußte er erleben, wie so ein Werwolfknabe bei der Übung durch eine Panzerfaust sich in die Luft sprengte. Kommentar des Hitlerjungen Kalick: „zum Glück“ nur „ein Waisenkind“ (34, 36). Das Leben galt nichts. Die Maßstäbe der Erwachsenen verwirrten Hans Schnier. Wie sie mit Leben und Tod umgingen, schockierte ihn. Er konnte sich von den Erinnerungen nicht mehr befreien. Sein Entschluß, Clown zu werden, war auch ein Protest gegen diese Gesellschaft, die nach den umgestürzten Verhältnissen so bald wieder auf ihre Füße fiel und, die Möglichkeiten erkennend, sich den neuen Umständen anpaßte.

Vielleicht hätte Hans Schnier seine Erfahrungen auffangen, die Enttäuschungen überwinden können, wenn ihm die Liebe zu Marie gelungen, der Bund fürs Leben zustande gekommen wäre. „Ich war einundzwanzig, sie neunzehn, als ich

eines Abends einfach auf ihr Zimmer ging, um mit ihr die Sachen zu tun, die Mann und Frau miteinander tun“ (48). Sehr schlicht, faktisch, aber nicht ohne innere Scheu erzählt er seine erste Begegnung mit Marie. Man sollte den Verfasser dieser Erzählung nicht mißverstehen. Er identifiziert sich nicht mit dem epischen Ich des Erzählers Hans Schnier. Wenn Böll nachher Mariens Vater das Geschehene mit „Verflucht, muß das sein?“ (79) mißbilligen läßt, gibt er seine Distanz zu erkennen. Fünf Jahre lebte nach diesem Ereignis Hans Schnier mit Marie zusammen wie Mann und Frau. Nicht idyllisch, sondern unter Schmerzen. Aber es gelang ihm durch Marie und seinen Beruf im Leben Fuß zu fassen, den Anspruch des Lebens auszuhalten. Dann floh die katholische Marie von ihm aus vermeintlichem „metaphysischem Schrecken“ (35), um mit dem katholischen Züpfner, einem Jugendfreund, sozusagen eine harmonische Ehe einzugehen. Hans Schnier, obschon „Agnostiker“ protestantischer Provenienz, hatte sich „mit der katholischen Trauung einverstanden erklärt“ (90), darüber hinaus die standesamtliche Trauung und die Unterschrift zu katholischer Kindererziehung jedoch verweigert. Er konnte sich nicht versöhnen mit so vielen Gesetzen von seiten der Gesellschaft. Marie hingegen konnte sich vom Anspruch dieser Gesetze nicht lösen. Das Nein war der „Anlaß“ zur Trennung. „Aber es kommt wohl noch vieles hinzu, was ich nicht verstehe“ (256), bekennt Hans Schnier.

Der in sein Innerstes greifenden Verletzung auf der ersten Stufe seines Lebens durch die Eltern entspricht auf der zweiten Stufe, der Lebensbegründung im Bund mit Marie und dem Beruf des Clowns, die Verletzung durch Mariens Flucht. Sie war seine einzige Liebe. Ohne sie wurde er lebensunfähig. Der Verletzung durch die menschliche Gesellschaft des Kriegs- und Nazideutschlands entspricht auf der Erwachsenenstufe die Verletzung durch die Wohlstandsgesellschaft. Es ist die gemeine Anpassungsfähigkeit der meisten Menschen, die ihn anwidert und die er geißelt. Wohlstandsgelaben und Wohlstandsschrumpfdenen, Presse (die „linke“ ebenso wie die „rechte“ und die „unab-



hängige Presse“ (265), „Kulturdienst“, Film und Fernsehen, Kapitalisten und Karrieremacher, renommierte Krieger und Manager, Parteilünger (vorab die Bonner CDU) und die sogenannten religiösen Bekenntnisse trifft sein karrierender Spott. „Katholiken“ machen ihn „nervös, weil sie unfair sind“, „Protestanten krank mit ihrem Gewissensgefummel“; „Atheisten . . . langweilen“ ihn (115). Die schärfste Gegnerschaft erfahren die Katholiken, zu denen der größere Teil seiner Freunde und Bekannten gehört. Leo, sein einziger und jüngerer Bruder, konvertierte und trat in das katholische Priesterseminar ein. Marie, die gläubige Katholikin, verließ ihn aus Gewissensgründen. Der Anspruch der Katholiken auf den selbstverständlichen Besitz der „unerschütterlichen Wahrheiten“ (161 f) und ihrer privaten Rechtschaffenheit, ihre Einbildung, ihre Züchtigkeit, ihr mokantes Lächeln, die Erleichterung, die sie bei Konflikten mit Hilfe der Berufung auf „die menschliche Natur“ (162) sich verschaffen, fordert seine Kritik heraus. Sie läuft darauf hinaus, daß er ihnen vorwirft, sie glaubten sich durch ihr Katholischsein vom Menschsein dispensiert. Statt Erbarmen zu üben, hielten sie sich selbstbewußt an das Gesetz. Wenn Hans Schnier einen Pfarrer wie den Prediger Sommerwild angreift, der „Rilke, Hofmannsthal, Newman“ zu einer „Art Honigwasser“ mischt und „genausogut Kurdirektor oder . . . Public relations-Manager einer Schuhfabrik . . . sein könnte“ (132), so meint er das „nicht antiklerikal, . . . nur Anti-Sommerwild“ (156).

Das epische Ich all dieser „Ansichten“, Protagonist des Protestes, zugleich Erzähler seines Lebens und seiner einsamen Liebe ist ein Clown, „offizielle Berufsbezeichnung: Komiker“ (12). Clown ist für ihn nicht nur ein Beruf, sondern auch Bekenntnis, nämlich „keiner Kirche steuerpflichtig“ (12). Er ist ausgezogen aus einer Welt der Anpassung, der Abmachungen, der Dogmen, der Gesetze. Er verstieß die Konvention, vermochte aber nicht das Leben in einer neuen Freiheit zu begründen. Auch die Anti-Existenz führte nicht zum Ziel. Zu dem Zeitpunkt, da er sein Leben erzählt, hat ihn eine akute Lebenskrise ergriffen. Er ist „vollkommen ruiniert, be-

ruflich, seelisch, körperlich, finanziell“ (254). Seit Marie ihn verließ, verließ ihn die innere Kraft. Dem seelischen Sturz war der berufliche, dem beruflichen der finanzielle, dem finanziellen der körperliche Unfall auf der Bühne gefolgt. Was bleibt dem heruntergekommenen, trinkenden, knieverletzten, Auftritt-unfähigen, in seiner Wohnung im 5. Stock isolierten, geldlosen Clown noch übrig? Antwort: das Telefon. Es ist der einzige Weg zur Außenwelt. Der Verfasser versieht seinen Clownhelden mit „der mystischen Fähigkeit, durchs Telefon Gerüche wahrzunehmen“ (21). Menschlich gesehen wird das Telefon zur „Waffe“, mit der er sein Leben verteidigen will. Erzähltechnisch wird das Telefon zum kompositorischen Prinzip. Hans Schnier ruft der Reihe nach seine Verwandten und Bekannten an. Dazwischen tritt der leibliche Besuch seines Vaters (Kap. 15). Hans Schnier sucht finanzielle Hilfe und menschlichen Kontakt mit denen, die ihm einmal nahestanden. Mit den Namen der Angerufenen erwachen die Erinnerungen, baut der Erzähler das Geflecht seines Lebens auf, holt er die Vergangenheit in die Gegenwart herein, verdichtet er weit Auseinanderliegendes zur persönlichen Summe. Es ist nicht eigentlich eine Denk-, vielmehr eine Erlebens- und Leidenssumme. Entsprechend sind die „Ansichten“ nicht als objektive Urteile zu verstehen. Dies sollte man bei der Lektüre des Romans nicht vergessen. Alle „Ansichten“ und Erinnerungen durchlaufen den Filter der seelisch-körperlichen Verfassung des im Innersten verletzten und an den Rand des Ruins geworfenen Clowns Hans Schnier. Er ist verärgert, böse, bitter, voll tiefer Melancholie. Deswegen seine „Ansichten“ als bloß subjektiv, als willkürliche Klagelitanen eines Gesträndeten aufzufassen und auf sich beruhen zu lassen, wäre ebenso falsch. Denn hinter den „Ansichten“ steht die Kraft der Beobachtung und des erfahrenen Lebens. Ihr Ort, und damit ihre Verbindlichkeit, ist dort zu suchen, wo der Clown selber steht: in einem komplizierten Ordinatensystem von Subjektivität und Objektivität, Gefühl und Beobachtung, rebellischem Trotz und hellsichtiger Diagnose, unerlaubter Vereinfachung und denkschematischer Verallgemeine-



rung, Selbsttäuschung und Unschuld, Schuldigsein und Anklage. Der Clown ist aggressiv, seherisch und geblendet in einem. Jene, die schadenfroh schreiben: Böll hat es den Katholiken wieder einmal gesagt, gehen an der Aussage des Romans ebenso vorbei wie jene, die des Clowns Ansichten von vornherein ablehnen.

Ein gewisser Mangel an tieferer Geistigkeit liegt indes in der Figur des Clowns. Hans Schnier ist ein ganz und gar unintellektueller Typ. Er urteilt sehr schnell und er sieht vieles nicht. Man kann ihm nicht abnehmen, daß er „sogar Kierkegaard gelesen“ hat (23). Man bedauert, daß er sich beim Thema „Kleist“ (183 f) nicht aufhält. An dessen „Marionettentheater“, dem größten Essay über Mimik in deutscher Sprache, hätte sich wahrhaftig die Darlegung einer geradezu metaphysischen Berufsproblematik anschließen lassen. Aber zu solchen „metaphysischen“ Ansichten und Reflexionen über das tragische Spannungsverhältnis von Spontaneität und Bewußtsein, Bewegung und Ruhe, über den Sündenfall und den Durchgang durch ein Unendliches, den Gliedermann oder den Gott, kann sich Hans Schnier aus der Konzeption des Verfassers und der Situation nicht aufschwingen. Des Clowns Kierkegaardlektüre ist unglaublich. Das Tangieren Kleists überzeugt nicht.

Eine genauere Strukturanalyse wird an Bölls Roman Mängel und Schwächen finden. Vieles ist gekonnt, die Sprache, die Dialoge, die Verbindung der Erinnerungen mit den Dialogen. Die epische Einheit, das epische Ich, die Erzählperspektiven erscheinen nicht durchgehend als stimmig. Man wird fragen, wieweit das Lanzieren so vieler „Ansichten“ vereinbar ist mit der äußeren und inneren Situation des Clowns. Es gibt Stellen, wo sie sich zu verselbständigen drohen und die Perspektive des Clowns nicht mehr gewahrt wird. Unverbunden mit den Telefonaten, in sich abgerundet und abgeschlossen, erscheint das siebte Kapitel, das die erste Begegnung mit Marie schildert. Sie müßte entsprechend der Zeitskala 1956/57 stattgefunden haben. Aber verschiedene Requisiten der Armut erwecken den Eindruck des unmittelbaren Nachkriegsmilieus. Aus den Kriegsbeobachtungen und -erinnerungen des zehnjährigen Hans Schnier

schimmern das Urteil und die Perspektive eines Erwachsenen. Für seine „Ansichten“ gibt sich Hans Schnier als protestantisch geborener „Agnostiker“ aus. Die Sprechperspektive scheint aber öfters die eines verärgerten Linkskatholiken zu sein. Gemäß den biographischen Angaben ist Hans Schnier Sohn eines Großindustriellen. Doch mischt sich in seine Sehweise eine kleinbürgerlich-proletarische Perspektive. Daß Hans Schniers konvertierter Bruder zu so etwas wie einem gutmütigen, schwächlichen Trottel erniedrigt ist, daß sowohl die Gestalt der Mutter wie des Vaters schablonenhafte Züge trägt, sei am Rande erwähnt. Gerade in seinen „Ansichten“ wird der Clown von seinem Verfasser mit keinem paritätischen Partner konfrontiert. Er klagt und schleudert sie aus der Isolierung heraus. Böll läßt ihn in gutem epischen Zwielficht als abgewiesenen, hilflosen Bettler enden.

Hans Schnier ist ein Modell menschlicher Existenz in unseren Jahren. Als Modell, als exemplarischer Fall, ist er anders gezeichnet als die Helden klassischer Romane des 19. Jahrhunderts. Er ist kein sieghaft harmonischer, sondern ein disharmonisch unterliegender Held, der nicht eigentlich die Größe der Tragik erreicht (was nicht als Kritik gemeint ist). Böll verbindet mit lebendigen Details plakathafte Linien, aggressive Ansichten mit einer tiefmenschlichen Liebe. Züge des Grotesken dienen der Bewältigung ungestalteter Gestalt. Wahre Religion wird nirgends angegriffen; nur ihre Zerrformen, die Bündnisse ihrer Vertreter mit dem ungeläuterten Ich und den opportunistischen Ansichten der Welt, verfallen dem zornigen Gericht.

Paul Konrad Kurz SJ

## Über das Wort Nietzsches „Gott ist tot“

Der Umschlag des Buches von Eugen Biser<sup>1</sup> zeigt einen stattlichen jungen Kanonier in prall sitzendem Uniformrock, schnurrbart- und brille-

<sup>1</sup> E. BISER, „Gott ist tot“. Nietzsches Destruktion des christlichen Bewußtseins. 8°. München: Kösel, 1962. 310 S. DM 19,80. – Dieser Beitrag wurde am 11. Mai 1963 vom Norddeutschen Rundfunk gesendet.